

wegnahme des Hoffnungszieles, die Notwendigkeit eines Grundkonsenses mitten in allem Widerstreit. Daß diese Gesamtschau jedoch auf einen kosmischen Christus zuläuft, welcher den irdischen Jesus aus Nazareth und dessen Opfertod fast ganz hinter sich gelassen hat, dürfte kaum als in sich stimmig empfunden werden. Schon Herder, mit dem Pannenberg einsetzt und abschließt, hat in seinem hoffnungsfrohen Vervollkommnungsprozeß Jesus Christus hinter sich gelassen. Doch auch die skeptische Gegenposition, alles sei einstmals im Urknall aus dem Nichts herausgebrochen und werde dereinst in die Todesstarre zurücksinken, ließe sich an die erhobenen Phänomene anknüpfen. Gerät nicht das leidenschaftliche Drängen auf universale Integration in Konflikt mit dem nicht minder leidenschaftlichen Insistieren auf letzte Verantwortung des je einzelnen? Wäre es nicht geradezu sittliche Pflicht eines derart ins Umfassende ausgreifenden Menschengesistes, sich selber als „Individuum“ preiszugeben und erneut in jene unendliche Geistodynamik einzuschwingen? Deuten nicht die eingestreuten Verweise auf östliche Religionen in eine derartige Richtung?

Müßten sich hier nicht die Wege trennen? Müßte nicht eine Anthropologie in allgemein religiöser Perspektive die sich hier auftuenden Alternativen diskutieren? Müßte nicht hingegen eine Anthropologie in betont christlich-theologischer Perspektive ihre Orientierung an Jesus Christus im Streit der Religionen und Weltanschauungen verantworten? Würde hierbei nicht sachnotwendig Luthers Kurzdefinition des Menschen mit ihrem Rückgriff auf Paulus (Röm 3,28): *hominem iustificari fide* (These 32 zur Disputation de homine, 1536, WA 39 I, 176) ins Zentrum rücken? Während der evangelische Theologe die Rechtfertigung kaum erwähnt, erhebt

sie der katholische Theologe Otto Hermann Pesch (Frei sein aus Gnade, Herder 1983) zum Leitfaden seiner Anthropologie. So haben sich die Fronten verkehrt. — Die eindringlichen Analysen und umsichtigen Diskussionen Pannenberg haben fraglos das eine aufgewiesen: Die humanwissenschaftliche Erhebung des Menschen auch in dessen neuzeitlicher Gestalt ist und bleibt offen für die religiöse Dimension; dies gilt für alle Lebensbereiche. Der hingegen mehr indirekt mitlaufende Versuch, diese offene religiöse Dimension mit einem kosmisch-evolutiven Christentum zu füllen, dürfte nicht allein die Nichtchristen kaum überzeugen, sondern auch bei Christen umstritten bleiben. Hier läßt sich ein Ringen zwischen den Religionen und Weltanschauungen kaum umgehen; hier wird auch unter Christen der gute Streit um die Wahrheit des Evangeliums zu führen sein. Ihn in Besonnenheit und Freimut, in Liebe und Zuversicht auszufechten wird der ökumenische Auftrag sein und bleiben.

Albrecht Peters

*Walter Kreck*, Grundfragen der Ekklesiologie. Verlag Christian Kaiser, München 1981. 315 Seiten. Kart. DM 45,—.

Mit dem ihm eigenen Mut zum Verzicht auf ein Gesamtsystem und zur Beschränkung auf wesentliche Probleminformationen für die Hand des professionellen Theologen wie des nach theologischem Verständnis Suchenden hat Kreck nach der denkenden Abwägung des Glaubens (Grundfragen der Dogmatik, 1970) und der Handlungsentscheidungen des Christen (Grundfragen der Ethik, 1975) nun die Kirche zum Gegenstand der Reflexion gemacht. Es geht ihm dabei aber weniger um „die Größe Kirche als solche“, sondern um die

„Kirche als Aktion Jesu Christi“, um „Richtpunkte, die mir für die Kirche aller Zeiten wesentlich zu sein scheinen“, durch die alle erfahrbaren und lehrmäßigen Gestalten und Vorstellungen von Kirche sich je wiederum in Frage stellen lassen müssen. Kurz um das an der Kirche, was „unabhängig von den wechselnden Tagesordnungen der Welt in Geltung“ bleibt (Vorwort, S. 8).

Der reformierte Theologe geht in der Gliederung seines Buches von der geglaubten Kirche in ihrem Verhältnis zur erkennbaren sozialen Größe aus (I), handelt danach von Christus als dem Subjekt (oder Objekt?) der Kirche (II), um alsdann über das Werk des Geistes und das Zeugnis der Gemeinde (III) sowie über die besonderen Gaben (Charismen) und die Lebens- und Dienstgestalt der Gemeinde (IV) nachzudenken. Zwei Kapitel über den apostolischen Charakter der Kirche und die Bedeutung von Tradition und Bekenntnisschriften (V) sowie die Maßstäbe für die wahre Einheit der Kirche (VI) schließen sich an. Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Zukunft der Kirche (VII), genauer gesagt über ihre Existenz in dieser politischen Welt im Horizont der Zukunft Gottes. Jedes dieser Kapitel wird in einem abschließenden Exkurs auf die spezielle Gegenwartsproblematik hin zugespitzt (z. B. zu III „Heilsanstalt oder Zeugendienst?“, zu IV „Gemeinde von Brüdern oder Herrschaftsstruktur?“, zu VII „Neutralität oder Parteinahme?“).

Krecks Darstellung könnte als eine Explikation der ersten Barmer These verstanden werden, insofern es ihm immer wieder darum geht, den unbedingten Vorrang der Herrschaft Christi gegenüber verfestigten Kirchen- und Bekenntnisstrukturen, die Mündigkeit und Verantwortlichkeit des Christen gegenüber Ämtern und des Dienstes an der Welt (mit seinen ethischen Implikatio-

nen) gegenüber einem isolierten Kultus zu begründen und zu fordern. So ist diese Ekklesiologie im Ansatz ökumenisch offen, wird die gegebene Einheit als Priorität gesehen; andererseits aber wird trotz der intensiven Verbindung von Christologie und Ekklesiologie zu fragen sein, ob mit der hier entfalteten Kritik am Dogma im Sinne eines Lehrsatzes, der Bekenntnisse als Ausdruck der Tradition, der Bedeutung besonderer Ämter und einer von den Marksteinen politischer Ethik bestimmten Zukunftsbeschreibung der Kirche über die Präzisierung reformatorischer *Propria* hinaus wirklich Brücken zu den Partnern im ökumenischen Gespräch geschlagen oder doch eine Ekklesiologie angeboten wird, die eben nicht für die Kirchen aller Zeiten und an jedem Ort gültig ist.

Richtig ist sicher, daß die unabwiesbar gebotene Einigung getrennter Kirchen nicht möglich ist „ohne Preisgabe auch liebgewordener konfessioneller Eigenheiten“ (S. 268) und daß die größte Gefahr für die Einheit „in der Selbstbehauptung einer nicht biblisch begründeten Tradition“ liegt (S. 279). Aber ob die Forderung nach der absoluten Priorität der Schrift und — ihr gegenüber — wiederum des Christus wirklich einen eindeutigen und die mitgebrachten (theologischen, historischen und politischen) Vorverständnisse überwindenden Schlüssel liefert, muß nach allen Erfahrungen doch fraglich bleiben. In der reformatorischen Theologie wird eine weiterführende Antwort wohl nur entstehen können, wo die deduktiven Theorieansätze sich der vorbehaltlosen Reflexion der praktischen Tradition der vorfindlichen organisatorischen Kirche aussetzen und deren Auswirkung einbeziehen, wenn die Zielsetzungen umsetzbar werden sollen. Dennoch, eine anregende Lektüre.

Lothar Coenen